

Sternensohn

Briefe an mein entschlafenes Kind

Goldegg Verlag, Wien 2014, 233 Seiten

ISBN 978-3-902991-07-2

In unserem abendländischen Kulturkreis, in welchem der Tod eines geliebten Menschen – sieht man vom erlösenden Ende eines Leidensweges ab – trotz christlicher Unsterblichkeitslehre als schlimm und belastend empfunden wird, gilt der Schmerz der Eltern, insbesondere jener der Mutter, die ihr eigenes Kind begraben muss, gemeinhin als an Tragik kaum zu überbieten. Eine Steigerung der Tragik ist aber sicher dann gegeben, wenn ihrem springlebendigen, aufblühenden, sechsjährigen Kind die Diagnose einer unheilbaren Krankheit gestellt wird, welche ihm nur mehr wenige Jahre zu leben gibt.

Der Autorin ist dieses Schicksal – man muss es als solches bezeichnen – widerfahren. Ihr Sohn Tilman litt unter der unheilbaren Mukoviszidose und starb – entgegen ärztlicher Vorhersage – im achtundzwanzigsten Lebensjahr. Die Eltern mussten, nach jahrzehntelangem Kampf gegen diese Krankheit, schlussendlich doch die Zustimmung zur Abschaltung lebenserhaltender Maschinen geben, da der Sohn nach der letzten einer ganzen Reihe von Operationen aus der Narkose nicht mehr erwacht war. In den Augen der Mutter war er bereits ‚entschlafen‘ und in eine andere Dimension entrückt, wo es ihm wohler gehen würde.

Bis in die 83. Woche nach seinem Ableben schreibt die Mutter dem ‚lieben Sohn‘ wöchentlich einen Brief und lässt ihn so am Leben der Eltern gewissermaßen weiterhin teilnehmen. Anfänglich dominieren Schmerz und Trauer ihre Zeilen, und sie leidet besonders darunter, dass er nicht mehr da ist. Denn – und dies zieht sich durch fast alle Briefe – die Krankheit des Sohnes war für sie nie eine Belastung. Auch in den letzten Jahren nicht, als Operationen, Medikamente, Sauerstoffflaschen und Rollstuhl den Alltag bestimmten. All dies hat ihre Hingabe und Liebe zu ihm nie verändert. Einer Liebe, die für sie deshalb so beglückend war, weil sie vom Sohn erwidert wurde. Sie hat diese heimtückische Krankheit des Kindes schon bald als unvermeidbare akzeptiert und alle Kraft darauf verwendet, ihm zu helfen, ihn zu unterstützen und ihm ein Leben nach seinen Vorstellungen zu ermöglichen. Sie hatte lange Erfolg mit ihren Bemühungen, denn der Sohn stellte sich seiner Krankheit in ähnlicher Weise. Kein Klagen, keine Verzweiflung, zu welcher es durchaus zahlreiche Anlässe gegeben hätte. Wenn auf Fortschritte böse Verschlimmerungen eintraten, wenn Hoffnungen zunichte gemacht wurden, wenn scheinbares Wohlbefinden des Kindes mit Übervorsicht und zeitweisem Verzicht auf Lebensqualität für alle in Verbindung stand. Von all dem schreibt sie ihm, erzählt sie ihm bis ins Detail und ist dabei in ihrer Ausdrucksweise nicht nur feinfühlig und authentisch, sondern auch literarisch hochklassig.

Der Leser/die Leserin erkennt bald, dass diese Frau die Kraft gehabt hat, das Schicksal ihres Sohnes zu bejahen. Eine Kraft, die sie auch aus der Liebe geschöpft hat, die ihr der Sohn nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch aus sich selbst heraus, entgegenbrachte. Diese Liebe und jene ihres Mannes begleiten sie durch einundzwanzig, nie als schwer empfundene Jahre bis zum unvermeidlich letzten Augenblick.

All das erfahren wir aus ihren Briefen und aus verschiedenen Rückblicken, die – vermutlich aus Tagebuchaufzeichnungen – den Werdegang des Sohnes, sein Streben nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in einem Leben beschreiben, welches trotz Krankheit ein erfülltes und befriedigendes sein sollte. Dazwischen finden sich Traumerzählungen und Gedichte, welche die Gefühlswelt der Autorin in diesen Jahren widerspiegeln.

Offen und ehrlich sind diese Briefe, auch in jenen Passagen, in denen sie dem Sohn von ihren Zweifeln erzählt, die sie regelmäßig heimgesucht haben. Anfangs noch die Hoffnung, man habe bei der Diagnose nur die Patienten verwechselt, später – immer öfter – die Frage, ob man alles richtiggemacht hat, ob man nicht hätte früher ins Spital fahren müssen, ob sie nicht dies oder das noch hätte machen können. Besonders in der Zeit, als der Sohn endlich die lang ersehnte und Hoffnung gebende Lungentransplantation überstanden hat und sich ein neues Leben für ihn eröffnet hat. Leider nur für kurze Zeit. Am letzten Abend seines Lebens hat sich der bereits zu Tode ermattete Sohn bei der Mutter dafür bedankt, dass sie das alles für ihn mitgemacht hat, worauf sie in ihrem ersten Brief schreibt, dass „...sie gerne noch viel mehr mit ihm hätte durchstehen wollen.“

In jenen Briefen, die sie mehrere Monate nach dem Begräbnis schreibt, lässt sie ihn wissen, dass sie gewissermaßen ins Leben zurückgefunden hat. Sie übersteht eine Krebskrankheit, unterzieht sich einer Hallux-Operation, sie geht anschließend auf Kur, beginnt wieder zu malen, und sie besucht mit ihrem Mann jene Orte auf der Welt, wo sie mit ihrem Sohn einst war. Sie berichtet von Menschen, die ihn gekannt haben, und von Veränderungen, die seither eingetreten sind. Würden diese Briefe nicht mit „Mein lieber Sohn!“ beginnen und mit „Ruhe in Frieden!“ enden – es könnten durchaus auch solche an den Ehemann oder eine andere, nahestehende Freundin sein.

Besonders berührend und zugleich vielsagend ist das Kapitel „Trauer als Separation“. Es ist kein Brief, sondern ein Essay über die Einsamkeit, der mit dem Satz beginnt: „Die Erfahrung, das eigene Kind an den Tod zu verlieren, separiert für immer von anderen Menschen. Wie kann ein anderer verstehen, was es heißt, den jahrelangen Kampf gegen eine Krankheit verloren zu haben, dieser Niederlage ins Auge sehen zu müssen.“ Deshalb meidet sie immer öfter Menschenansammlungen, kann das belanglose Geplauder, den Smalltalk, nicht ertragen und hat nur mehr das Bestreben, sich mit Menschen auszutauschen, welche ihre Befindlichkeit glaubhaft nachempfinden können.

Gegen Ende des Trauerjahres verwendet sie immer öfter die Anrede „Sternensohn“. Diese rührt daher, dass sie erkennt, dass ihr Sohn gewissermaßen der gute Stern in ihrem Leben war. Er ist nur woanders hin entschlafen. Aber der Stern leuchtet ihr.

Im Anhang des Buches finden sich zwei wunderbare Geleitworte zu diesem außergewöhnlichen Band.

Christa Nebenführ bringt Abschied, Trennung und Trauer in Beziehung zu Michelangelos Pietà und stellt deren ausstrahlende Ruhe jener des Buchtitels gegenüber. Prof. Mander endet seine Betrachtungen über Linda Kreiss' Werk mit dem Satz „...denn in solcher Prüfung so zu bestehen, schöpft aus den tiefsten, bestimmenden Quellen des zeitenübergreifenden, ja zeitenthobenen Menschlichen.“

Dem hat der Rezensent nichts hinzuzufügen. Außer der Feststellung, dass „Sternensohn“ einer literarischen Auszeichnung wert wäre.